

Fridolin Hubert, Jahrgang 1935

Kindheit und Schulzeit

Damals (wie heute auch) war es wichtig für ein Kind, einen Platz unter anderen zu bekommen, um sich in einer Gemeinschaft wohlfühlen zu können. Die meisten Kinder waren Bauernkinder. Daneben gab es einzelne Kinder von Nichtbauern wie meine Eltern. Man wusste nicht so recht, ob man zu dieser dörflichen Gemeinschaft gehört oder nicht. Man gehörte einfach zu den Anderen. Bei mir kam noch ein anderes Merkmal dazu: Rothaarige wurden meistens überall ausgestossen. Ich habe in dieser Beziehung nur gute Erfahrungen gemacht. Dies setzte voraus, dass man schulisch relativ stark war. Man musste sich Respekt verschaffen und das ist mir gelungen. Die Schulzeit habe ich in sehr positiver Erinnerung. Was halt war, wenn man nicht zu den Bauernkindern gehörte, man musste in der schulfreien Zeit immer weg, an einen Platz bei fremden Leuten, im Frühling, Sommer und Herbst um in der Berglandwirtschaft Geld zu verdienen. Von da her habe ich nicht so gute Erinnerungen, ich vermisste manchmal unser eigenes Familienleben. Dazu kam, dass meine Mutter den Laden führte und ständig auf Abruf (wenn die Glocke läutete) für andere zur Verfügung stand. Man hatte manchmal das Gefühl bekommen, man sei überflüssig.

Wie stand es mit der Mithilfe im Laden?

Die Rollenverteilung war damals noch anders. Ein Bub hatte natürlich gewisse Arbeiten nicht gemacht. Meine Schwestern dagegen mussten im Laden mithelfen. Es hiess dann schon: Der Bub soll wenigstens beim Abwaschen und Abtrocknen mithelfen. Mein Stolz liess es nicht zu, jedoch dem Befehl meiner Mutter musste ich mich unterordnen. Ich habe immer wieder überlegt, wie ich mich vom Abwa-

schen und Abtrocknen wieder befreien könnte. Ich habe dann einen Teller fallen gelassen, der in Stücke zerbrach. Darauf folgte prompt der Kommentar meiner Mutter: „Du Galööri“ (Dummkopf)! Wahrscheinlich bekam ich noch eine Ohrfeige dazu. Dann ging das wieder weiter. Ein paar Tage später habe ich wieder eine Schüssel fallen gelassen. Diese Situation provozierte bei der Mutter diese Aussage: „Dich kann man überhaupt zu nichts gebrauchen!“

Unsere Familie wurde stark geprägt vom frühen Tod meiner ältesten Schwester. Beim Spielen rollte ihr Ball in den Rhein, meine Schwester wollte ihn holen und war dabei ertrunken. Dieses Ereignis liegt wie ein Schatten über unserer Familie. Vor allem die Mutter konnte es nie verarbeiten. Eine Künstlerin hatte von meiner ältesten Schwester Anneli ein Portrait gemalt, welches bis auf den heutigen Tag einen besonderen Platz in der Stube bekommen hatte. Der Ort, wo das Bild hängt, blieb stets ein Zufluchtsort. Bei Schwierigkeiten suchte vor allem meine Mutter diesen Ort in der Stube immer wieder auf. Meine älteste Schwester war in diesem Sinne immer präsent, auch für mich als jüngstes Kind in der Familie.

Im Frühling und Herbst (Weidezeit) wurde ich bei „ds Hubertsch“ (bei Verwandten der Familie Hubert) in Zerfreila als „Knechtlein“ verdingt. Im gleichen Haus waren wir drei Buben, die einander Gesellschaft leisteten. (Toni Schmid, Josef Schmid und ich) Im Sommer war ich in Mon (Oberhalbstein) bei Onkel und Tante und half dort beim Heuen.

So war ich im Schulalter ständig weg von der Familie, bei Verwandten. Ich habe zwar überall wunderbare Verhältnisse angetroffen, trotzdem vermisste ich hie und da die eigene Familie.

Die Schulzeit (Halbjahresschule) habe ich ausschliesslich in positiver Erinnerung: Ich hatte ring (gut) gelernt, gute Kameraden und auch gute Lehrer während der ganzen Zeit.

Sind die guten Schulerlebnisse der Grund für die Berufswahl Lehrer?

Nein, so kann man das nicht sagen. Ich weiss heute noch nicht, warum ich Lehrer wurde. Vielleicht war es einfach ein glücklicher Zufall. Während der Sekundarschulzeit hat mich mein Vater eines Tages gefragt: „Was willst du nachher machen? ‚Puura‘ musst du nicht machen wollen, wir haben zu wenig Grund und Boden.“ Damals, wenn einer einigermaßen gut gelernt hat, gab es zwei Möglichkeiten: Pfarrer oder Lehrer!

Wohnhaus bei der Brücke – „ds Buudeli“

Das ist eine ganz eigene Geschichte. Sie geht zurück auf das Jahr 1910. Damals bestand das Haus nur aus einem Stockwerk, wo sich heute noch der Laden befindet. Es gehörte Andreas Schnider. In einem kleinen Zimmer hatte er auch Fotos entwickelt. Zudem war er auch als Coiffeur tätig. Mein Vater konnte dann das Haus mit dem Laden kaufen. In der ersten Zeit wohnten meine Eltern noch in der Gassa. Mein Vater ging ins Hotel und meine Mutter hielt den Laden tagsüber für ein paar Stunden geöffnet. 1932 wurde dann das Haus um ein Stockwerk erhöht. Die Familie hatte fortan den Wohnsitz im Haus bei der Brücke. Für meine Mutter, die den Laden weiterführte, verbesserte sich die Situation dadurch deutlich. Für mich waren die Erfahrungen mit einem Laden im Wohnhaus nicht besonders positiv. Der Laden im Parterre war eigentlich immer geschlossen. Kunden und Kundinnen mussten läuten. Darauf bediente meine Mutter

Käuferinnen und Käufer fast zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sie sprang weg, auch wenn sie beim Kochen oder einer andern Hausarbeit war. Dadurch wurde das Familienleben immer wieder gestört. Auch Gespräche am Mittag- und Abendtisch wurden immer wieder unterbrochen. Es hiess dann immer: Ich muss geschwind in den Laden hinunter. Für unser Familienleben war diese Situation gar nicht förderlich gewesen.

Auf der anderen Seite hatte der Laden auch eine soziale Komponente gehabt. Leute trafen sich und redeten miteinander über Dinge, die im Dorf vorgefallen waren und anderes mehr. Im Laden selber verkaufte meine Mutter Textilien, Wolle, Raucherwaren, Drogeriewaren, Schokolade, Medikamente (Pulver, Tee ...) Im Verlaufe der Jahre änderte sich das Sortiment auch. Im südlichen Teil des Ladens standen zwei Tische mit Stühlen für Gespräche und Jassen (Schweizer Kartenspiel). Das Benutzen dieses Teils war an bestimmte Abläufe gebunden. Am Sonntag nach der Messe besuchten die Jungmänner (16 bis 20jährige) das „Buudeli“, wie man das Lokal im Dorf auch nannte. Meine Mutter bestellte nämlich jeden Samstag bei der Bäckerei Klee in Ilanz zwei Schachteln voll „Stückli“ (Patisserie) und Mohrenköpfe. Ich musste sie jeweils auf der Post abholen. Die Jungmänner assen diese „Stückli“ rübis und stübis (Dialekt: die Stücke wurden restlos aufgegessen) und diskutierten nebenbei auch miteinander. In ein Restaurant gingen sie in ihrem Alter noch nicht. Für die Jungmänner war „ds Buudeli“ der wichtige Ort für ihre Zusammenkunft. Am Samstagabend und Sonntagnachmittag haben gestandene Männer an den zwei Tischen gejasst. Unter der Woche hatten auch Frauen an diesem Ort die Möglichkeit zum „Bläderä“ (miteinander reden). Serviert wurde anfangs gar nichts, erst später verkaufte dann meine Mutter etwas zum Trinken (Orangina ...) Es war

eben kein Restaurant; dafür hätte man das Wirtepatent haben müssen.

Ds Buudeli war ein wichtiger Treffpunkt, wo über verschiedene Vorkommnisse im Dorf geredet und ausgetauscht wurde. Im ganzen Lokal hatten ca. 30 Personen Platz. Sie konnten stehend oder sich bewegend diskutieren; die beiden Tische waren streng für die Jasser reserviert.

In dieser Phase hatten sich die Leute noch offen geäußert zu verschiedenen Dingen; die Auseinandersetzung konnte voll stattfinden. Ganz im Gegensatz zu heute, wo sich die Dorfbewohner/innen nicht mehr getrauen, offen über Dorfangelegenheiten zu reden. Damals wagten die Leute, ihre Meinung zu sagen. Deswegen hat man anderntags gleich wieder allen „guten Tag“ gesagt. Für die politische Auseinandersetzung war „ds Buudeli“ enorm wichtig. Bewohner/innen von Vals hatten es total positiv angesehen. Die Jugendlichen hatten während des „Stückli-Essens“ regen Gedankenaustausch über Gott und die Welt, meistens über Skifahren und Skirennen. Die Bauern hatten Gelegenheit über ihre Tiere und den Lauf der Zeit zu reden. Auch Pfarrer Hemmi, ein Bauernsohn aus Churwalden, kam regelmäßig zum Jassen, und mischte sich immer auch in die Gespräche der Bauern ein. Auch über den Kauf von Zuchttieren für die Genossenschaft redete er tüchtig mit. Wieder einmal wurde über einen Zuchtstier verhandelt. Auch Pfarrer Hemmi äusserte seine Meinung, machte sich nachher auf den Heimweg. Ein Bauer wagte dann die Bemerkung: „Was will eigentlich der Pfarrer über Zuchtstiere reden, er weiss ja nicht einmal, wie ein rechter Sprung geht!“

Für mich war der Laden mit den Jasstischen ein wichtiger gesellschaftlicher Knotenpunkt im Dorf gewesen. In einem Restaurant gingen die Leute rascher ein und aus. Im „Buudeli“ nahm man sich viel länger Zeit zum Reden.

Für unsere Familie war die Situation auch mit Problemen behaftet. Im Verlaufe der Zeit gab es auch Missbräuche: Das Spielen um Geld! In den 40er Jahren hatten die Männer angefangen, um Geld zu spielen und zwar so intensiv, dass sie auch um ein Kalb gespielt hatten. Ein Bauer verlor dann ein ganzes Kalb. Auch während der Bauzeit der Staumauer in Zerfreila wurde im „Buudeli“ wie wild „gebänkelt“ (Jassen mit einem Geldeinsatz), bis tief in die Nacht hinein.

Das Spielen bis in die späte Nacht hinein störte unser Familienleben, bis es für meine Mutter zu viel wurde. Sie wollte das nicht mehr und verbot das Jassen nach 23.00 Uhr.

Neben diesem Hauptraum im Parterre war da noch die ehemalige Dunkelkammer untergebracht. Sie diente immer schon als Coiffeurraum. Am Samstag war jeweils Coiffeurtag. Leute aus dem Dorf, die eine Haarschere hatten, benützten diesen Raum. Ich erinnere mich noch an Martin Vieli, Stefan Berni und meinen Vater. Übrigens wurde dort auch rasiert. Dieser Coiffeurraum wurde solange benutzt, bis meine Schwester Amalia als gelernte Coiffeuse ihren Damensalon eröffnete. Während dem „Wäärch“ (Kraftwerkbau) erwuchs dem „Buudeli“ Konkurrenz. Der ehemalige Besitzer, Andreas Schnider, übernahm für kurze Zeit das Restaurant Alpenrose und stellte dort den Amateur-Coiffeur „Link“ ein. Diese Konkurrenzsituation konnte dann zur Zufriedenheit aller Beteiligten beigelegt werden.

Einige Zeit später tauchte dann in unserer Familie die Frage der Nachfolge auf. Ich stellte mich auf den Standpunkt, den Laden sollen meine Schwestern übernehmen. Ich war ja Lehrer und brauchte keinen Laden. Dem war aber nicht so. Meine Schwestern interessierten sich nach ihrer Heirat nicht mehr für den Laden. Ich spürte dann einen moralischen Druck, aber wenn

schon, dann müsste ihn meine Frau weiterführen. Sie wollte eigentlich nicht, obwohl sie zufällig auch aus einer „Ladenfamilie“ stammte. Nach langem Überlegen willigte sie dann doch ein. Die Öffnungszeiten änderten wir in der Folge radikal. Über die Mittagszeit blieb der Laden konsequent geschlossen. Seit ihrer Pensionierung wurde der Laden umgestaltet zu einer Boutique und verpachtet.

Zerfreila – Kraftwerkbau

Die Konzession für das Kraftwerk in Zerfreila wurde 1948 erteilt. Ich war damals erst 13jährig und konnte noch nicht mitbestimmen.

In der Zeit als Hüterbub bei „Ds Hubertsch“ (Verwandte der Familie Hubert) entstand eine besondere Beziehung zu Zerfreila, zum Dörfchen und zum Tal. Ich erinnere mich: Mein Kamerad Josef und ich wohnten im gleichen Haus und schliefen sogar im selben Bett; die Familien teilten sich den Wohnraum.

Ich habe heute noch Bilder in mir, die einen starken Eindruck hinterliessen: Das Bild vom Zerfreilahoor (Zerfreilhorn), wenn nachts der „Maana“ (Mond) aufging und neben dem Hoor hervorguckte. Das Bild des Schattens, den das Hoor fast bis ins Dörfchen warf ...

Das war etwas, was wir damals nur bewundern konnten; wir konnten es noch nicht in Worte fassen.

Unsere Familie hatte immer schon etwas Land in Zerfreila. Mein Vater konnte dann später auch noch ein Haus mit etwas Umschwung kaufen. So konnte ich meine Beziehung zu Zerfreila noch ausbauen.

Zerfreila ist mir im wahrsten Sinne des Wortes ans Herz gewachsen und ich habe nie verstanden, dass man Zerfreila verkaufen kann. Ich machte dann einen Versuch, dies zu verhindern.

Mit meinem Kameraden Josef war ich – auch während der Schulzeit - immer

wieder mal in Zerfreila. Wir kannten alle Örtlichkeiten ein- und auswendig, es war für uns eine Gegend, die man nicht anrühren durfte, sie war sozusagen Gott gegeben. 1947 war ich wieder mal in Zerfreila. Mich beschäftigte die Frage: Wie kann man verhindern, dass Zerfreila im Stausee untergeht? Beim Gufer-Türli hatten nämlich Arbeiter bereits Sondierstollen gebaut. Ich stand vor einem solchen Sondierstollen und erblickte ein paar Eisenpfähle, die bereits in den Fels eingelassen waren. Im Dorf hatte ich gehört, man wollte mit diesen Stollen prüfen, ob der Fels ruhig bleibe oder sich verändere. Moment, dachte ich, wenn ich diese Eisenpfähle verändere, dann könnte man zum Schluss kommen, der Fels, wo die Staumauer zu stehen kommt, sei nicht ruhig. Gesagt – getan! Ich holte mir einen grossen Stein und schlug mit ihm über die Eisen, bis sie ihre Lage etwas veränderten. Dann verliess ich den Ort und freute mich innerlich über meine gute Tat. Es hat dann leider nichts genützt, aber es war ein weiteres Zeichen, dass die Beziehung zu Zerfreila sehr tief gegangen war.

Nach dem Bau der Staumauer ging ich bis auf den heutigen Tag nicht mehr gerne nach Zerfreila. Es ist nicht mehr der Ort, wie ich ihn erlebt hatte. Ich will mir die schönen Bilder nicht total zerstören lassen. Das ist die emotionale Seite.

Nachher kommt die wirtschaftliche Sicht: Was wäre Vals ohne Kraftwerk? In diesem Sinne musste man selbstverständlich das Opfer bringen. Wenn man in Vals eine gewisse Entwicklung ermöglichen wollte, ging es gar nicht anders. Das Dorf brauchte finanzielle Mittel, die nicht vorhanden waren. So war es ein klarer Fall. Das anerkenne ich heute schon. Man muss die beiden Ebenen - die emotionale und die wirtschaftliche – voneinander trennen. Für mich bleibt Zerfreila sehr emotional. Wenn ich vom Standort der neuen Kapelle aus in den See schaue, kommt es

mir vor, wie eine Schändung der Landschaft, die nie wieder gut zu machen ist. Jeweils am St. Bartholomäus Tag (24. August), wenn in der Kapelle Zerfreila Gottesdienst gefeiert wird, dann kommen die Emotionen immer wieder hoch.

Übrigens: Mein Vater stimmte auch dafür. Er sah im Kraftwerkbau eine Entwicklung, die auch ihm Arbeit im Dorf brachte. Bis zu diesem Zeitpunkt ging er saisonal ins Hotel. Mit gut 50 Jahren wollte er sich bei der Familie eine Existenz aufbauen. Er betrieb Viehhandel und baute sich eine kleine Landwirtschaft auf. Zudem konnte er Land an die Kraftwerke verkaufen, welches auch etwas Geld gebracht hatte. Ich meine, er hätte keine so tiefe Beziehung zu Zerfreila gehabt wie ich.

Lehrer und Wildheuen

Im Sommer half ich an verschiedenen Orten beim Heuen, unter anderem auch bei „ds Furgersch“, unseren Verwandten. Dort erlebte ich, was Wildheuen heisst. Ende August ging man dann „z Bäärg“ („weiter hinauf“), in die Heuberge. Es war eine sehr schöne Zeit. Für eine Woche nahm man das Nötigste mit: zwei bis drei „Mäder“, eine Köchin, das Knechtlein und „Mattgeiss“ für die Milch. Die schönsten Erinnerungen habe ich an Abende beim Nachtessen vor den „Dachli“ (Heuschöber), wo Geschichten erzählt wurden, und beim Schlafen auf dem Heu. Man war zufrieden und genoss die familiäre Atmosphäre. Später half ich meinem Vater im Hofstättli (Heuberg) beim Wildheuen. Im hohen Alter hat er dann aufgehört, „z Bäärg gaa“. Es hat mich dann bewegt und ich fragte mich: Kann man diesen Heuberg einfach brach liegen lassen? Ich könnte es ja selber versuchen, das Hofstättli (Flurname für Heuberg im Peiltal) zu heuen? Das Problem war, dass

ich nicht mähen konnte. Ich habe nur gesehen, wie man mähte. Ich habe dann Mut gefasst und meinem Vater den Auftrag gegeben, er möchte mir eine Sense bereit machen. „Wozu brauchst du eine Sense?“, fragte er mich. Ich gab ihm in diesem Moment noch keine Auskunft über mein Vorhaben. Am nächsten Tag habe ich im Hofstättli meine ersten Mähversuche gemacht. Am Abend musste mir mein Vater die Sense wieder dängeln und parat machen. Nun wollte er definitiv wissen, was da los sei. Ich lüftete das Geheimnis: „Vater, ich bin im Hofstättli am Heuen“. In vier bis fünf Tagen brachte ich das Wildheu zusammen und lagerte es im Dachli. Im Winter brachte dann ein Bauer die Bördeli vom Hofstättli ins Dorf, wo sie den Schafen verfüttert wurden. Selber war ich stolz, Wildheu machen zu können und betrieb das Handwerk dann einige Jahre, auch zusammen mit meinen Kindern, die grosse Freude daran hatten. Es ging mir ja nicht in erster Linie ums Bergheu, sondern mehr um die Pflege der Landschaft. Ich habe jeweils diese Ruhe im Hofstättli – auch ganz allein – sehr genossen.

Was sagst du zur Gesamtmelioration?

Wirtschaftlich gesehen musste Vals die Gesamtmelioration in Angriff nehmen, keine Frage. Aber für die neue Bewirtschaftungsform – alles Heu wird in einen Zentralstall geführt – habe ich emotional wenig Verständnis. Ich habe auch keine Beziehung mehr zu den einzelnen Grundstücken. Auch in einem neuen Laufstall käme ich mir wie verloren vor. Früher wurde während der Winterfütterung „gestellt und grobat“. Heute sieht man kein Tier mehr im Dorf. Das Einzige, wozu ich noch einen Bezug hatte, verschwindet auch noch. Damit habe ich mich jetzt abgefunden.

Wirtschaft und Tourismus

Die touristische Entwicklung hat man natürlich befürworten müssen. Neben der Landwirtschaft, dem Kraftwerk ist der Tourismus das dritte Standbein der Wirtschaft in Vals. Tourismus ist wichtig, um Arbeitsplätze zu schaffen und mit andern Menschen, den Gästen, in Kontakt zu kommen. Das brachte eine andere Denkweise und andere Erfahrungen ins Dorf.

Ich habe das als positiv erlebt, während ich im Hotel Therme in der schulfreien Zeit arbeitete. Diese Phase tat dem ganzen Dorf gut. Momentan bedauere ich den totalen Einbruch sehr. Wenn ich das richtig sehe, dieser Wechsel der Philosophie hin zu einem Luxushotel der obersten Preisklasse bewirkt, dass der Tourismus total darnieder geht, nicht nur marginal, sondern total. Eine gewisse Durchmischung der Gäste muss im Tal sein, dass auch Nebengewerbe davon profitieren können. Das neue Gästesegment interessiert ja das gesellschaftlich und kulturelle Leben im Dorf nicht. Kleingewerbe werden nicht mehr existieren können. Das Dorf wird langsam entleert, zu einem Ort, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen. Auf der anderen Seite steht dann vielleicht ein Denkmal, das die Zerstörung des Dorfes gebracht hat. Anders kann ich mir die momentane Situation nicht erklären. Es ist auch schwierig, dieser Entwicklung mit Alternativen entgegenzutreten. Es müsste gelingen, die beiden Personen mit ihren Visionen in Gremien einzubinden, wo eine offene Auseinandersetzung über die Zukunft von Vals ernsthaft stattfinden könnte. Geld allein ist eben noch kein Konzept. Der Grossinvestor kann mit dem Dorf machen, was er will, wenn ihn keine Gegenkräfte stoppen und ihm eine gewisse Demokratieverträglichkeit aufzwingen. Die grösste Problematik ist zur Zeit die Preisbildung beim Eintritt in die Felsentherme. Ich sehe für Vals im

Moment schwarz. Es geht hinunter, hinunter ...

Hätte es Interventionsmöglichkeiten gegeben?

Ich meine ja: Vor dem Verkauf hätte man die Vorstellungen über das Vorhaben viel genauer ausloten müssen, also vor dem Verkauf genauere Vorstellungen ermitteln, was der Grossinvestor überhaupt im Sinne hat. Die Frage, was bringt die Vision für die Volkswirtschaft des ganzen Dorfes, hätte zuerst deutlich geklärt werden müssen. Warum nicht am bisherigen Erfolgsmodell anknüpfen? Das wäre für die Bevölkerung gut nachvollziehbar gewesen. Ich hoffe nur, dass der Kanton die Bohrungen für das Fundament des Turmes im Quellgebiet nicht zulässt. Etwas anderes kann ich mir gar nicht vorstellen.

Hat das Projekt Parc Adula als Alternative eine Chance?

Das Nationalparkprojekt Adula geht meiner Meinung nach in die richtige Richtung. Es ist aber kaum eine Alternative zum Projekt des Grossinvestors. Im gesamten Entwicklungsprozess des Dorfes ist das Projekt Parc Adula klein. Grundsätzlich stehe ich diesem Projekt positiv gegenüber.

Sprache

Ich habe eine normale Beziehung zu den Romanisch sprachigen Nachbarn gepflegt. Bei der Abstimmung über den Sprachenartikel habe ich mich nicht exponiert, was man mir lange nachher noch vorwarf. Hinten herum wurde viel kritisiert. Zu dieser Zeit schrieb ein Journalist – ich war bereits Präsident des Gemeindeverbandes Surselva: „Mir graust davor, dass der Gemeindeverband Surselva von einem Deutsch sprachigen Präsidenten und Sekretär geführt wird.“ Dem Jour-

nalisten ist total entgangen, dass gerade im Gemeindeverband Surselva nur eine Lösung mit einem deutschsprachigen Präsidenten weitergeführt hat.

Bei der Gründung dieses Verbandes nämlich standen bereits zwei Romanisch sprachige Kontrahenten für das Präsidium bereit; beide wollten sich politisch profilieren. Eine Vermittlungskommission sah das anders: Der neu gegründete Gemeindeverband hatte andere Aufgaben zu lösen und darf nicht zur Plattform für persönliche, politische Profilierung werden. Deshalb wollte mich die Kommission unbedingt portieren. Ich wehrte mich lange dagegen, denn ich war damals Kreispräsident. In diesem Amt fühlte ich mich wohl. Ich suchte das Präsidium des Gemeindeverbandes nie. Schliesslich willigte ich dann doch ein. Die Versammlung hat mich dann einstimmig zum Präsidenten gewählt. 15 Jahre lang habe ich das Amt mit Freude ausgeführt.

Natur- und andere Katastrophen

Vals wurde 1945 praktisch vor unserer Haustüre bombardiert. Unsere Klasse war mit Lehrer Peng auf einer Schlitteltour Richtung „Boord“ (Flurname am Eingang ins Peiltal). Plötzlich sahen wir Flugzeuge über dem Breiten Grad Richtung Dorfplatz kommen. Dann krachte es und schwarze Dreckwolken stiegen hoch.

Unser Lehrer – Gemeindevizepräsident – musste sich sofort vor Ort begeben. Die Schlittelfahrt überliess er der Klasse ohne seine Führung. Es stellte sich dann heraus, dass Schüler und Schülerinnen rascher vor Ort waren als Lehrer Peng. Rund um einen grossen Krater sah es schrecklich aus. Unsere Familie war auch betroffen. Meine Mutter sass in der Stube auf einem Stuhl. Ein Bombensplitter hatte die Stabell (Stuhl mit vier schrägen Beinen) durchschnitten und ihr den Rock geritzt. Sie entkam

haarscharf dem Tod. Im Parterre waren die Fenster des Ladens zersplittert und zerbrochen.

In der Folge dieser Katastrophe wurde in unserem Laden eingebrochen, und es wurden sogar diverse Waren gestohlen. Das hat mir nachträglich sehr zu denken gegeben und ich fragte mich: Sind alle Werte und Verhaltensweisen infrage gestellt worden und durcheinander geraten?

Später, als Chronist hat mich geärgert, dass im Archiv gar nichts zu finden war über die Bombardierung von 1945. Weder im Protokoll des Gemeinderates noch im Protokoll der Gemeindeversammlung wurde etwas über diese Katastrophe erwähnt, nicht eine einzige Erwähnung! Im Staatsarchiv fand ich dann einen Tatsachenbericht, den ich in der Chronik 2015 aufgearbeitet habe.

Zur Zeit der Lawinenkatastrophe 1951 war ich in St. Maurice im Internat. Am 20. Januar wurden wir Valser, Josef Schmid, Emil Schnider und ich, vom Rektor plötzlich aus der Klasse gerufen. Er sagte uns, es gäbe eine wichtige Mitteilung, wir sollten auf einen Mitschüler warten, der kompetent zweisprachig sei. Dann erschien ein Bursche aus einer anderen Klasse und berichtete uns vom Lawinenunglück in Vals. Er konnte uns bereits die Namen der 21 Toten bekannt geben. Nach Jahren fragte mich mal mein Internats-Mitbewohner, Josef Schmid: „Du, weißt du noch, wer uns in St. Maurice die Mitteilung vom Lawinenunglück in Vals machte? Das war der „Blatti“, Josef Blatter, der nachmalige FIFA – Präsident“.

Im Jahre 1975, bei der zweiten grossen Lawinenkatastrophe, wurde meine Familie frühzeitig evakuiert und bei Verwandten in der Mura untergebracht. Dort waren wir zwar auch nicht ganz sicher vor Lawinenniedergängen. In der Familie hatte ich ein ernsthaftes, persönliches Erlebnis. Meiner Frau ging

es an in diesen Tagen der Lawinengefahr ganz schlecht. Als Dolmetscherin war sie dieser Situation effektiv nicht gewachsen. Ich organisierte den Helikopter, so, dass sie für ein paar Tage weg konnte nach Tomils. Sie wollte auch unsere drei Kinder mitnehmen. Darauf intervenierte ich: „Das gibt es nicht. Die Kinder sind Valser, sie müssen auch solche schwierigen Situationen ausstehen können“.

In der Folge dieser Lawinenkatastrophe wurde der Rettungsdienst in Vals ausgebaut und auf eine gesetzliche Basis gestellt.

Das Bundesgesetz verlangte zu dieser Zeit, in allen Neubauten auch Unterstände, so genannte Luftschutzräume zu planen und zu erstellen. Die Erfahrung von 1975 zeigte, dass sich Bewohner/innen vor Naturkatastrophen schützen wollen, in dem sie einen nach menschlichem Ermessen sicheren Ort aufsuchen. Als Ortschef dachte ich: Was bringen Luftschutzräume in Häusern, die in der Gefahrenzone stehen? Das kann nicht die Lösung sein. Ich plädierte für sichere Sammelschutzräume und unterbreitete die Idee dem Regierungsrat. Die Regierung beurteilte das Problem als nicht aktuell.

Dennoch: Bei den nächsten Baugesuchen in Vals, riet ich den Bauherren, vom Bau eines Schutzraumes abzusehen. Die Baukommission befreite sie davor. Nach drei bis vier Baugesuchen wurde ich vor die Regierung zitiert und musste dort anhören, dass ich etwas Verbotenes gemacht habe, ja der Regierungsrat drohte mir sogar mit Gefängnis. Vor Konsequenzen hatte ich keine Angst, weil ich überzeugt war, dass die Idee für Vals durchaus Sinn machte.

Ich wandte mich an Bundesrat von Moos, der in Vals Ferien verbrachte, und bat ihn um seine Meinung. Er sagte mir: „Hören Sie, wenn ich wieder in Bern bin, lasse ich das Problem durch meine Chefbeamten abklären.“ Nach einer Woche telefonierte mir Bundesrat

von Moos höchst persönlich und übermittelte mir die Nachricht: „Der Fall ist gelöst. Chur wurde benachrichtigt. Man kann das so, wie Sie es in Vals praktizieren, machen. Falls es Schwierigkeiten gibt, stehe ich Ihnen weiter zur Verfügung.“ Regierungsrat Vieli gefiel die Valser Lösung gar nicht. Er bettelte mich am Telefon dann als „Stieragrind“ („Starrkopf“), was er allerdings später mit dem Respekt vor Gemeindepräsidenten, die sich für sinnvolle Lösungen in der Gemeinde total einsetzen, wieder relativierte.